

Welt am Samstag
v. 9. 5. 2010

aus: Interview mit
Helmut Schmidt

Im Vorfeld des Umzugs von Regierung und Parlament nach Berlin sollen Sie Gerhard Schröder gebeten haben, die Plastik „Large Two Forms“ von Henry Moore, die Sie einst vor dem Bonner Kanzleramt aufstellen ließen, an die Spree mitzunehmen.

Schmidt: Das ist richtig. Die Plastik bestand aus zwei Teilen, und sie war für mich ein Symbol des zerteilten Vaterlandes. Henry Moore hat es nicht so gemeint, aber ich habe es immer so aufgefasst: zwei miteinander korrespondierende, aber nicht verbundene Teilplas-

„Der Paragraph 175 war für mich nie ein Problem. Ich war nicht der Meinung, dass er vernünftig ist“

tiken. Und deswegen hatte ich bei Gerhard Schröder angeregt, man solle sie mitnehmen nach Berlin. Aber er hat es nicht getan.

Als junger Soldat waren Sie Anfang der 40er-Jahre längere Zeit in Berlin, unter anderem im Reichsluftfahrtministerium.

Schmidt: Nicht im Ministerium. Ich gehörte einem Stab an, der dem Reichsluftfahrtministerium unterstellt war. Ich war ein kleiner Kriegslieutenant.

Welche Erinnerungen haben Sie an das Berlin vor der Zerstörung, an das Stadtleben?

Schmidt: Gar keine. Ich habe meine freie Zeit genutzt, um Orgelunterricht zu nehmen. Keiner in meinem Stab wohnte in der Kaserne, alle hatten irgendwo ein Zimmer. Abends um sieben konnte man meist nach Hause gehen. Ich habe im Wesentlichen Orgelspielen gelernt. Wie hieß noch der Lehrer? Scharwenka ... vom Konservatorium Scharwenka.

Wo war das?

Schmidt: In einer Kirche im Stadtteil Friedenau. An den Namen der Kirche erinnere ich mich nicht mehr. Dort habe ich auch gewohnt. Ich habe in Berlin nacheinander sechs oder sieben verschiedene Zimmer gehabt.

An das Lebensgefühl in Berlin können Sie sich nicht erinnern?

Schmidt: Nein. Man lebte damals von seinem Wehrsold, das müssen Sie sich mal vorstellen! Das war nicht viel. Von wegen „am Leben teilnehmen“! Man war froh, wenn man es fertig kriegte, eine Konzertkarte zu bekommen.

Waren Sie in der alten Philharmonie?

Schmidt: Das weiß ich nicht mehr. Ich glaube, es war der Schumann-Saal. Ich erinnere mich an einen jungen, wild gestikulierenden Dirigenten, das war Sergiu Celibidache. Der muss damals ein paar Jahre älter gewesen sein als ich, also vielleicht Mitte oder Ende zwanzig. Er dirigierte die Berliner Philharmoniker und war kurzfristig für Wilhelm Furtwängler eingesprungen.

Celibidache hat Sie beeindruckt?

Schmidt: Vor allem die Musik hat Eindruck auf mich gemacht. Ich habe Celibidache tausend Jahre später wieder getroffen, da war er inzwischen ein weltberühmter Kerl. Sie sprachen vorhin von Lenny Bernstein: Ich habe meine Regierungsfunktion unter anderem dazu missbraucht, alle Dirigenten, die mich interessierten, kennenzulernen.

Mochten Sie Herbert von Karajan?

Schmidt: Ja. Aber Karajan habe ich sehr viel später kennengelernt.

Gehen Sie ab und zu ins Internet?

Schmidt: Nein. Das machen meine Mitarbeiter. Wenn es um etwas Unwichtiges geht, kann man das auch verwenden. Aber wenn etwas wichtig ist, dann verlange ich, dass es woanders nachgeprüft wird. Es steht so viel Falsches in Wikipedia oder sonst wo online, da bin ich sehr zurückhaltend. Aber das ist natürlich die altmodische Attitüde eines älteren Mannes. Ich bin übrigens skeptisch, ob Zeitungen im Internet jemals Einnahmen erzielen können, die zu Buche schlagen. Das ist bisher nur die große Hoffnung der Verlagschefs.

Aber es steht auch viel Quatsch in gedruckten Zeitungen.

Schmidt: Das kann man wohl sagen.

Vielleicht ist der Quatsch das Problem und weniger das Medium.

Schmidt: Es steht nicht so viel Quatsch in den gedruckten Zeitungen wie in deren Online-Kanälen.

Das ist meine bisherige Beobachtung, ich bekomme es ja manchmal auf den Tisch. Die technologische Entwicklung geht in einer Beschleunigung vor sich, wie es sie vor dem 20. Jahrhundert nicht gegeben hat. Insgesamt führt es zu einer zunehmenden Oberflächlichkeit der Information und wahrscheinlich zu einer Oberflächlichkeit des Urteils beim Leser. Und in dem Maße, wie die Online-Medien wachsen, verbreiten sie auch Oberflächlichkeit.

Aber wenn jemand Ihre Analysen im Internet liest, sind sie dort genauso scharfsinnig wie auf Papier. Entscheidend ist: Helmut Schmidt schreibt.

Schmidt: Das mag so sein. Ich weiß nicht, ob das wirklich stimmt. Man sieht es bei fast allen Zeitungen, die haben ihr Niveau schrittweise abgesenkt. Zum Teil aus ökonomischen Gründen, zum Teil, weil die Leser nicht mehr sorgfältig lesen wollen.

Im deutschen Fernsehen wächst neben der Unterhaltung aber auch der Anteil historischer oder politischer Filme. Zum Beispiel „Mogadischu“.

Schmidt: Ich habe den Film nicht gesehen.

„Die Herausforderung für uns ist: gute Nachbarschaft zu bewahren. Das ist nicht allen klar“

Es wäre interessant zu erfahren, wie Sie Christian Berkel in der Rolle von Helmut Schmidt finden.

Schmidt: Weiß ich nicht.

Werden Sie sich den Film noch anschauen?

Schmidt: Nein. Die Beschäftigung mit historischen Stoffen ist im Prinzip zu begrüßen. Denn die Geschichtskennntnisse der Durchschnittsbürger in Deutschland und Westeuropa und besonders in den USA sind nicht groß. Aber: Diese Filme sind bisweilen eine Mischung aus Dokumentation und Entertainment und insofern bedenklich, weil falsche Vorstellungen in das Geschichtsbewusstsein des Zuschauers eindringen und haften bleiben.